

Loretz, Küng und die absurde Elite

Erinnerungen an zwei akademische Lehrer, 1968–1969

Bernhard Lang, Berlin / Aarhus

Beide habe ich erlebt, und durch mein Erlebnis lernte ich sie bewundern.

Lukian über den Riesen Sostratos und den Philosophen Demonax

(Das Leben des Demonax)

Die nachfolgende autobiographische Aufzeichnung betrifft die Jahre 1968 und 1969, in denen ich zuerst bei Oswald Loretz in Münster, dann bei Hans Küng in Tübingen studiert habe. Beide gehören zu meinen prägenden Lehrern. Im Zentrum steht ein Aufsatz, in dem Loretz Hans Küngs Buch *Die Kirche* (1967) scharf kritisierte. Über diesen Aufsatz habe ich im Dezember 1969 in einem Seminar von Küng referiert. Das Porträt meines Studienjahres in Münster und der anschließenden Rückkehr nach Tübingen stützt sich auf Erinnerungen, Tagebücher und Briefe.

1968

In diesem Jahr ist an den Universitäten nicht nur in Paris der Teufel los. Studenten proben den Aufstand. Flugblätter werden vor den Hörsälen verteilt. Vorlesungen werden gesprengt, weil Studenten über Politik diskutieren wollen, zum Beispiel über den Prager Frühling. Oder über die „braune“ Vergangenheit einiger ihrer Professoren. Besonders aber über Relevanz. „Wie hast du’s mit der Relevanz?“, lautet die neue Gretchenfrage. „Relevanz“ ist ein Modewort. Es beherrscht die auch in Münster in Westfalen unter den Studenten tobende Debatte. Zwei Konzeptionen von Forschung, Wissenschaft, akademischer Lehre und Universität stehen einander feindlich gegenüber und prallen in studentischen Diskussionen heftig aufeinander. Die eine Auffassung beruft sich auf Max Webers Broschüre *Wissenschaft als Beruf* (1919): Wissenschaft müsse heute hoch spezialisiert sein, sachlich, wertfrei, unpolitisch. Der Wissenschaftler müsse sein Herz an die Kleinigkeiten verlieren, über die er forscht. Verstehe er sich als weltanschaulicher Prophet, Führer der Jugend oder Politiker, so verfehle er seine bescheidene Aufgabe. Er sei Fachidiot und müsse es bleiben.

Dagegen pocht die rebellische Studentengeneration auf „Relevanz“. Aus soll es sein mit der Wertfreiheit der Wissenschaft. Ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, diene das muffige alte Wissenschaftsideal – „Unter den Talaren, Muff von tausend Jahren“ – den Reichen und Mächtigen und der Rüstungsindustrie, zementiere die bestehenden gesellschaftlichen Zustände. Diese aber gelte es zu ändern, um eine wirklich freie, letztlich klassenlose Gesellschaft zu schaffen. Was diesem Ziel nicht diene, sei irrelevant. Wissenschaftliche Erkenntnis habe stets einem „emanzipatorischen Interesse“ zu dienen. Befeuert wird die Debatte durch das Buch *Erkenntnis und Interesse* (1968) von Jürgen Habermas. Nicht zuletzt wollen die radikalen Studenten ein „politisches Mandat“: Studenten sollen sich an politischen Debatten beteiligen und auf die Politik Einfluss nehmen.

Beim Mittagessen in der Mensa am Aasee in Münster lese ich die Flugblätter, doch an den bekannten Studentenunruhen des Sommers 1968 beteilige ich mich nicht. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll: Handelt es sich um Jugendstreiche? Oder bricht eine neue Zeit an? Ich bin einundzwanzig. Die Zeit vergeht schnell. Ich will im Studium vorankommen, ganz gleich, wie es um die gesellschaftliche Relevanz meiner Fächer Theologie und Altorientalistik steht. Im Altorientalistischen Seminar weiß man nichts von „Relevanz“. Dagegen haben nicht wenige Theologen die „Relevanz“ entdeckt – sie wollen die Kirche reformieren. Sie ist das Stück Gesellschaft, das ihnen anvertraut ist. Da haben sie ein „Mandat“. Doch der Reihe nach!

Ich werde auf Loretz aufmerksam

Mitte März 1968 beziehe ich ein Zimmer in der Hittorfstraße 34 in der Universitätsstadt Münster in Westfalen. Damit beginnt ein Studienjahr, das ich herbeigesehnt habe. Ein freies Jahr, in dem ich neben der katholischen Theologie studieren kann, was immer ich will. Erst im April 1969 muss ich in Tübingen zurück sein, um als Stipendiat des Wilhelmstifts – des Hauses der katholischen Theologiestudenten – das Studium abzuschließen. Ich nutze das Jahr zum Studium der Altorientalistik, lerne Keilschrift, arbeite mich ein in die akkadische und die ugaritische Sprache. Der Bibliotheksraum des Altorientalistischen Seminars, Domplatz 23, ist mein täglicher Aufenthaltsort. Dort quäle ich mich mit den Sprachen, oft allein, und in Kursen, die höchstens drei oder vier Teilnehmer haben. Altorientalistik ist ein „kleines“ Fach, ein Exotenfach. Für mich, einen ambitionierten Studenten, der alles noch genauer wissen will, ist es das Tor zur Wissenschaft, der ich mich im Herzen verschreibe, zweifellos aus jugendlichem Übermut und in der Illusion, bald die ganze Welt begreifen – und vielleicht sogar verändern – zu können.

Im erwähnten Bibliotheksraum arbeitet oft auch Oswald Loretz, manchmal zusammen mit Manfred Dietrich, einem bereits etablierten jungen Altorientalisten. Wir Studenten nennen sie scherzhaft „Castor und Pollux“, die Unzertrennlichen. Wie ich erfahre, ist Loretz katholischer Theologe und Dozent. Doch das

finde ich zunächst nicht sonderlich bemerkenswert. Loretz rückt erst gegen Ende Mai 1968 ins Zentrum meiner Aufmerksamkeit, als der Direktor des Seminars, Professor Wolfram von Soden, eines Nachmittags zu einer außerordentlichen Seminarsitzung in den Bibliotheksraum einlädt.

Unter den Anwesenden kann ich zwei Gruppen unterscheiden: den wenigen Studenten steht eine größere Gruppe von Doktoranden und Dozenten gegenüber. Zu den Studenten gehört Werner Mayer (später Jesuit und Professor für Assyriologie am Päpstlichen Bibelinstitut), Brigitte Groneberg (später Professorin für Assyriologie in Göttingen), Hartmut Fähndrich (später vielgesuchter Übersetzer arabischer Literatur) und ich selbst, alle vier Jahrgang 1944 bis 1946. Zu den „Großen“, zwischen dreißig und vierzig Jahre alt, zählen neben den Mitarbeitern Dr. Gabriella Guidi (die schwarzhaarige charmante Italienerin, die mir die Keilschrift beibrachte) und Dr. Joachim Krecher (geb. 1933, später Professor für Assyriologie in Münster) auch Dr. Walter Mayer (geb. 1941, später Professor), Egbert von Weiher (geb. 1938, auch er später Professor), die Habilitandin Dr. Ruth Opificius (geb. 1928, am 20. Dezember 1968 in Münster habilitiert, später Professorin für Altorientalische Altertumskunde in Münster), Dr. Manfred Dietrich (geb. 1935) und Dr. theol. habil. Oswald Loretz (geb. 1928). Eine überschaubare Gruppe!

Am 26. April war in Chicago Benno Landsberger (1890–1968) verstorben. Von Soden widmet die Sitzung dem Andenken an seinen Doktorvater Landsberger, dessen Leben und Werk er in Erinnerung ruft.

Landsberger, 1890 geboren, war seit 1929 Professor für Orientalische Philologie in Leipzig. 1931 promovierte Landsberger seinen Schüler von Soden. 1935 verlor Landsberger als Jude seinen Lehrstuhl. Wie viele akademische Emigranten aus Deutschland wirkte er zunächst an der Universität der türkischen Hauptstadt Ankara. Im Jahr 1948 konnte er in die USA auswandern und in Chicago eine Professur für Assyriologie antreten, die er bis zu seiner Emeritierung (1955) innehatte. (Nicht zur Sprache kommt, was ich später erfahre: Von Soden war seit 1934 Mitglied der „SA“, der nationalsozialistischen „Sturmabteilung“. Das brachte ihn nicht nur in Spannung zu seinem Lehrer Landsberger, sondern nach Ende des Zweiten Weltkriegs auch in akademische Schwierigkeiten.)

Landsberger war die führende Gestalt des Chicago Oriental Institute. Allen galt er als „Original“, als Mensch, der auf Umgangsformen wenig Wert legte. Er verfügte über ein phänomenales Detailgedächtnis, blieb unverheiratet, liebte die Wissenschaft und vergaß das Leben.

Besonders zwei Werke hebt von Soden hervor: die noch heute lesenswerte Antrittsvorlesung des Privatdozenten in Leipzig und ein großes Wörterbuch. Zuerst 1926 veröffentlicht, wurde die Antrittsvorlesung noch einmal nachgedruckt, versehen mit einem kurzen Nachwort des Autors. Der Titel ist jedem bekannt, der sich mit dem alten Orient beschäftigt: „Die Eigenbegrifflichkeit der babylonischen Welt.“ (Ich selbst habe diesen Nachdruck erworben; nach einer

Notiz in meinem Exemplar ist die Schrift am 27. April 1968 in meinen Besitz gekommen – einen Tag nach dem Tod des Autors.) „Eigenbegrifflichkeit“ ist ein Thema, auf das von Soden ausführlich eingeht. Zur Eigenbegrifflichkeit gehört nicht zuletzt der Begriff des „Göttlichen“, dem Landsberger bemerkenswerte Überlegungen widmete. Während der Polytheismus immer die offizielle Religion der mesopotamischen Kulturen blieb, entwickelten die babylonischen Gelehrten die Theorie, alle Götter und Göttinnen repräsentierten eine einheitliche Realität – das Göttliche. Diese dem Monotheismus verwandte Konzeption mag man als „Monotheotetismus“ bezeichnen. Es gibt viele Götter, doch nur eine gemeinsame, hinter ihnen stehende Göttlichkeit (*theotès*).

Das zweite Werk, das von Soden hervorhebt, ist das von Landsberger angelegte vielbändige CAD, das *Chicago Assyrian Dictionary*, dessen erster umfangreicher Band 1956 erscheinen konnte. Die Herausgabe besorgten neben Landsberger die Professoren Ignace Gelb, Thorkild Jacobsen und Leo Oppenheim, alles bekannte Namen im Fach. Diesem Werk macht ein Münsteraner Projekt Konkurrenz: das *Akkadische Handwörterbuch*, das von Soden selbst erarbeitet – freilich in viel bescheidenerem Umfang. Wie vertraut ihm das CAD ist, zeigt ein Versprecher, der von Soden zu seiner eigenen Erheiterung passiert: er sagt versehentlich „mein CAD“, er hätte sagen müssen „sein“ – Landsbergers – „CAD“.

Von den Anwesenden kennt – außer von Soden – nur einer Benno Landsberger persönlich und ergänzt die Ausführungen des Vortragenden: Oswald Loretz. Dozent Loretz hat bald nach der Promotion zum Dr. theol. ein Fulbright-Stipendium erhalten, das ihm einen etwa zweijährigen Studienaufenthalt am Oriental Institute in Chicago ermöglichte – August 1959 bis September 1961. Während dieser Zeit lernt er auch den siebzugjährigen Benno Landsberger kennen. Landsberger hatte die amerikanische Staatsbürgerschaft erworben und sich von einem nachlässig gekleideten deutschen Gelehrten zu einem eleganten, gut gekleideten Senior Professor gewandelt. „The best-dressed man.“ Landsbergers Interessen hatten sich gleichwohl kaum verändert. *Die Fauna des alten Mesopotamien nach der 14. Tafel der Serie Har-ra-hubullu* war der Titel einer Publikation aus dem Jahr 1934. Im Jahr 1960 lagen auf dem Schreibtisch seines Büros im Oriental Institute die vier dicken Bände *Die Flora der Juden (1924–1934)* von Immanuel Löw. Er arbeitete an einer Monographie über die Nachrichten, die wir in Keilschriftquellen über die Dattelpalme finden. Den Namen von Tieren und Pflanzen galt Landsbergers besonderes lexikographisches Interesse. Offenbar verstand er sich als legitimer Nachfolger der gelehrten Schreiber des alten Babylonien, die sich der „Listenwissenschaft“ widmeten, indem sie alle Dinge der Welt – auch die Namen aller ihnen bekannten Pflanzen und Tiere – in langen Listen zusammenstellten. (Da ich mir in geduldiger Kleinarbeit eine Liste aller in der Bibel erwähnten Tiere zusammengestellt hatte, habe ich Verständnis für eine solche Passion, die dem Außenstehenden nur skurril vorkom-

men kann. Hat man eine Sache einmal angefangen, lässt sie einen nicht mehr los.)

Von Soden stellt Landsberger als einen „altmodischen“ Gelehrtentypus dar, als „Fachidioten“, der nichts anderes als seine Wissenschaft im Kopf hat. Weder verfügte er über pädagogischen Eros, noch machte er sich Sorgen um die gesellschaftliche Relevanz seines Faches und seiner Forschung. Die heute so beliebte Rede über die Relevanz hätte ihn nicht interessiert.

Lange bleibt mir die Gedenkfeier für Landsberger im Gedächtnis. Die Abfolge der Generationen steht mir vor Augen: Landsberger ist gestorben. Von Soden ist nicht mehr ganz jung. Loretz aber ist ein junger, dynamischer Vertreter des Faches, zugleich Theologe und Altorientalist. Also ein Vorbild für mich?

Ein Wintersemester bei Loretz

Das Wintersemester 1968/69 beginnt Mitte Oktober. Schnell stellt sich heraus: die beiden Lehrveranstaltungen, die Oswald Loretz anbietet, stehen für mich im Vordergrund: die einstündige Übung „Einführung ins Ugaritische unter besonderer Berücksichtigung des Alten Testaments“ und die zweistündige Vorlesung „Die Inspiration der Schrift“. Beide Veranstaltungen sind schwach besucht – das Ugaritische zieht nur drei oder vier Teilnehmer an, die Inspirations-Vorlesung vielleicht zehn Hörer.

Ich dokumentiere die Inspirations-Vorlesung durch eine sorgfältige Mitschrift – 18 auf beiden Seiten eng beschriebene Blätter, die ich noch heute besitze. Auffällig ist die polemische Zuspitzung: Karl Rahners theologischer Versuch über die Inspiration der Bibel aus dem Jahr 1958 gilt Loretz als rückschrittliches Dokument der Neuscholastik; Josef Ratzingers Kommentar zur Offenbarungskonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils – „*Dei Verbum*“ – deklariert er als unzureichend. Das Konzil habe eine neue Schriftdogmatik entworfen, welche die bisherigen Leitbegriffe „göttliche Verfasserschaft“ und „Inspiration“ durch einen neuen Begriff ersetzt: den der „Wahrheit“. Dieser Begriff aber stehe einer Interpretation offen im Lichte dessen, was die Bibel selbst als „Wahrheit“ begreift. Hier kommt die von Benno Landsberger angemahnte „Eigenbegrifflichkeit“ der Bibel ins Spiel. Ihr fühlt sich Loretz verpflichtet. Tatsächlich hatte Loretz ja bereits ein Buch über den biblischen Wahrheitsbegriff geschrieben, dessen Titel ich mir notiere: *Die Wahrheit der Bibel* (1964).

Am Rande der Vorlesung und des Ugaritisch-Kurses komme ich mit Loretz wiederholt ins Gespräch. Er ist fast immer gesprächsbereit. Nur einmal enttäuscht er mich. Von meinem bescheidenen, nicht heizbaren Zimmer in der Hitortorfstraße ins Pauluskolleg in der Waldeyer Straße umgezogen, soll ich die Kollegsmesse an einem Werktag organisieren. Ich lade Loretz ein. Er kommt in letzter Minute, wirft sich das Messgewand über, liest die Messe in Eile, hält keine Ansprache, und verschwindet wieder. Wir wechseln kein einziges Wort. Sonst kommt es fast immer zum Austausch, wenn wir uns begegnen. Er schätzt

meinen Eifer im Erlernen antiker Sprachen ebenso wie meine Begeisterung für das Alte Testament und seine vorderorientalische Umwelt. Ich erzähle ihm von meinen bisherigen alttestamentlichen Studien bei den Professoren Herbert Haag und Kurt Galling in Tübingen. Auch von meinen Versuchen, Arabisch zu lernen, berichte ich ihm.

Besonderes Interesse zeigt Loretz für meinem Bericht über den „Kirchenstreit“ in Holland: Dort gibt es einen landesweiten Aufstand der Intellektuellen gegen die „Autoritätskirche“, viele Priester geben ihr Amt auf – mehr als 400 in den vergangenen zehn Jahren – so der Journalist Dr. Erwin Klein in einem in Münster gehaltenen Vortrag am 25. Oktober 1968. Dazu Loretz: So ist es auch in Deutschland, nur wird es bei uns geheim gehalten.

Ich spreche auch über das Seminar, das ich bei einem Münsteraner Theologen im laufenden Wintersemester mit Engagement besuche: „Die Antwort Paul Tillichs auf die Gottesfrage des modernen Menschen“, veranstaltet von Peter Lengsfeld, Professor für Ökumenische Theologie in der katholisch-theologischen Fakultät, der auch Loretz angehört. Loretz kennt Lengsfeld seit seinem Studium in Rom; sie beide, etwa gleich alt, haben gleichzeitig im römischen Collegium Germanicum gelebt – der Kaderschmiede der deutschen katholischen Kirche. Wer ins Germanicum aufgenommen ist und sieben Jahre an der päpstlichen Universität Gregoriana studiert hat, wird in der Regel entweder Bischof oder Professor. Loretz spricht nicht abfällig über Lengsfeld, aber hält nichts von dem Thema des Seminars: „Ach, was wollen Sie mit Tillich.“ Der protestantische Denker Paul Tillich (1886–1965) ist damals mein Lieblingstheologe. Begeistert lese ich seine Bücher: *The Courage to Be* und *Perspectives on Nineteenth- and Twentieth-Century Protestant Theology*. Wenn ich Antworten auf theologische Fragen suchte, glaube ich, bei Tillich die beste und modernste Antwort zu finden. Tillich vertritt eine liberale, moderne, von Sozialismus und Existenzialismus geprägte Theologie. „Ach, was wollen Sie mit Tillich.“ Ich traue mich nicht zu fragen, ob Loretz etwas von Tillich gelesen hat. Loretz findet an systematischer Theologie und philosophischem Denken keinen Geschmack. Das kann ich nachvollziehen, nicht jedoch die Schroffheit, mit der „Ach, was wollen Sie mit Tillich“ aus ihm hervorbricht. Im Jahr 1962 – kurz nach der Abreise von Loretz aus Chicago – hatte Tillich von der Harvard University an die Divinity School der University of Chicago gewechselt. Trotz der verschiedenen Einschätzung von Tillich sind sich der Student und der Professor Loretz in einer Sache einig: in der Theologie wie in vielen anderen Fächern ist heute die Spitzenforschung und die am weitesten vorangetriebene Reflexion nicht mehr in Deutschland oder Europa, sondern in Amerika zu finden. Ich bin überrascht über seine Zustimmung zu dieser gewagten Behauptung.

Für jeden meiner akademischen Lehrer lege ich eine Liste seiner Publikationen an. So auch für Loretz. Ich notiere fünf Bücher, zwei Beiträge zu einem theologischen Handbuch sowie zwei Artikel, die in der *Biblischen Zeitschrift*

veröffentlicht sind. Einen Buchtitel unterstreiche ich: *Qohelet und der Alte Orient* (1964), die Habilitationsschrift des Autors. Ich sehe sie mir näher an. Mich begeistert der Rückgriff auf altorientalische Texte zur Erhellung von Sprache und Denken eines biblischen Buches. Angetan bin ich auch von der häufigen Bezugnahme auf nichttheologisches Schrifttum. Zitiert werden etwa Jacob Burckhardts *Weltgeschichtliche Betrachtungen*. Auf einer der letzten Seiten steht ein Zitat aus *Die Physiker* von Friedrich Dürrenmatt: „Wer dem Paradoxen gegenübersteht, setzt sich der Wirklichkeit aus.“ Die Wirklichkeit, wie Kohelet sie sieht, erscheint als paradoxes, widersprüchliches Gebilde. Das Buch beeindruckt mich – und lädt mich zu wiederholter Lektüre ein. Ich fühle mich in dem Werk rasch zu Hause. Ganz anders als bei einer Habilitationsschrift, die ich etwa zwei Jahre zuvor in Tübingen zu lesen versucht hatte: dem Buch *Die Struktur der Geschichtszeit* (1963) des mit Loretz etwa gleichaltrigen Philosophen Richard Schaeffler, dessen Vorlesung über Platon mich beeindruckt hatte.

An ein weiteres Gespräch mit Loretz erinnere ich mich, im Dezember 1968 oder im Januar 1969.

- „Mit der Bibelwissenschaft komme ich gut zurecht. Aber von Küng habe ich so gut wie noch nichts gelesen. *Die Kirche* gilt als sein Hauptwerk, ein Buch von sechshundert Seiten.“
- „Ach, was wollen Sie mit Küng!“
- „Ich werde wahrscheinlich von Küng geprüft.“
- „Ein altmodisches Buch, fast wie unsere lateinischen Kompendien in Rom. Ich habe eine Kritik geschrieben in der Theologisch-praktischen Quartalsschrift.“

Diesen Artikel werde ich erst später lesen. Ein anderer Hinweis von Loretz schickt mich in die katholisch-theologische Seminarbibliothek. Die Zeitschrift *Wort und Wahrheit* finde ich schnell, und sogleich vertiefe ich mich in den Aufsatz „Wissenschaft als Verantwortung. Die Rolle der technischen Eliten für die Zukunft des Menschen“. Max Paul Engelmeier (1921–1993), Professor für Psychiatrie in Bochum, entwirft ein essayistisches Porträt des heutigen Wissenschaftlers und Technikers. Dieser erlebe, so Engelmeier, jeden Tag „eine Absurdität“:

„Er vollzieht ja Arbeiten, welche dem Außenstehenden völlig unverständlich sind, die gelegentlich sogar wie esoterischer Leerlauf erscheinen, die jedenfalls nicht mehr als für die Gesellschaft unmittelbar nützlich und deshalb sinnvoll von jedem erkannt werden können wie etwa die Übung eines Handwerks, wie Heilen, Rechtsprechen oder Lehren. Die Problematik, welche in diesem Sachverhalt liegt, ist vielen Wissenschaftlern klar. Sie sind sich ganz bewusst, dass ihr Gefühl, in ihrem Spezialfach Sinnvolles zu tun, als Sinnmaßstab ebenso wenig ausreicht wie die systemimmanenten Wertkriterien der Sachgerechtigkeit, Methodentreue und kritischen Beschränkung als letzte Verantwortungsnormen.“

Manche Wissenschaftler beschränken sich tatsächlich auf ihre kleine Kompetenz und überlassen den Gebrauch ihrer Forschungsergebnisse dem Gutdünken der Politik oder einer weltanschaulichen Autorität, zum Beispiel der Kirche. Dieses Verhalten, von Engelmeier als „Unterwerfung“ gekennzeichnet, sei unverantwortlich, schreibt der Autor. Er empfiehlt dagegen das „Verharren im Absurden“: Der Wissenschaftler solle „an seinem Arbeitsplatz ausharren, und in dem winzigen Bereich, den er übersieht, den Stollen gesicherter Erfahrung mit allen Kräften vorwärtstreiben“. Er dürfe sich vorkommen wie Archimedes, der bei seinen Kreisen bleibt, als die Mauern von Syrakus von den Römern bereits eingenommen sind. (Engelmeier verschweigt die weitergehende Überlieferung: Ein römischer Soldat findet Archimedes und erschlägt den Gelehrten.) Doch beim bloßen „Verharren im Absurden“ will Engelmeier nicht stehenbleiben. Er empfiehlt innerhalb der Universität eine fakultätsübergreifende Wissenschaftskultur und das Wahrnehmen eines gesellschaftlichen Auftrags der Wissenschaft. Ihr obliege die „rationale Kontrolle“ der Gesellschaft. Ohne dies ausdrücklich zu sagen, wünscht sich der Psychiater offenbar den Wissenschaftler als Intellektuellen, der sich in die Gesellschaft einmischt, indem er sich zu Wort meldet, seine Bedenken äußert und Vorschläge unterbreitet.

Zweifellos sieht sich Loretz als Mitglied der „Elite“, von der Engelmeier schreibt; das wird mir besonders aus seiner Inspirations-Vorlesung deutlich: Hier redet ein Fachmann, der zwar einerseits in der Absurdität seiner philologischen Detailforschung verharret, aber andererseits doch als konstruktiver Kritiker auftritt und einen ganzen Bereich der traditionellen christlichen Theologie kritisiert und neu konzipiert. So entdecke ich ein neues, anderes Gelehrtenideal, das des Intellektuellen.

Von Loretz und Münster verabschiede ich mich am 15. Februar 1969. Loretz meint, wir würden uns bald wieder in Münster sehen. Ich solle rasch mein theologisches Schlussexamen machen, um dann unter seiner Leitung zu promovieren. Er werde sich mit Manfred Dietrich besprechen und mir einen Vorschlag unterbreiten. Dozent Dr. Dietrich, oft im Altorientalischen Seminar mit Loretz bei gemeinsamer Arbeit gesehen, gilt als das *alter ego* des Theologen. Dietrich scheint mir sanfter als Loretz, das beruhigt mich. Aber an eine Promotion kann ich vorerst keine Gedanken verschwenden. Ich muss nach Tübingen zurück, das Theologiestudium abschließen.

Auf der langen Zugfahrt von Münster zu meinen Eltern in Waiblingen bei Stuttgart ziehen die beiden Münsteraner Semester an meinem inneren Auge vorüber. Hat es etwas gebracht? Sind meine Erwartungen erfüllt? Habe ich mich eigentlich wirklich für den alten Orient interessiert – oder haben mich doch Tillich und der von Holland berichtete Kirchenkampf mehr bewegt? Ich finde keine Antwort. Ich denke zurück an die Debatte über die „Relevanz“, die in dem Aufsatz von Engelmeier eine Lösung gefunden hat: Nicht Studium und Forschung sind für einen gesellschaftlichen Wandel unmittelbar zuständig; relevant

ist vielmehr das Tätigwerden der geistigen Elite. Ich benötige also zum jetzigen Zeitpunkt kein klar definiertes „erkenntnisleitendes Interesse“.

Die „Totenfeier“ für Benno Landsberger geht mir durch den Kopf. Nicht nur Landsberger ist gegangen. Paul Tillich war bereits 1965 verstorben. Die Todesfälle markieren einen Wechsel der Generationen. Ich sehe mich in einer Abfolge dreier Generationen: da sind die „Alten“, von denen nur noch wenige leben, wozu Wolfram von Soden gehört; dann kommt die Generation der jungen, von denen ich viel erwarte – Loretz in Münster und Hans Küng in Tübingen; und dann die eigene Generation der Grünschnäbel, die ihren Weg noch nicht wissen.

Zwei Tübinger Professoren äußern Bedenken gegen Loretz

In den beiden auf „Münster“ folgenden Semestern – Sommersemester 1969 und Wintersemester 1969/70 – bin ich wieder in Tübingen. Zwei Tübinger Professoren lenken mich von meiner Begeisterung für Loretz ab: der Alttestamentler Herbert Haag und der Dogmatiker Hans Küng.

Mit Herbert Haag (1915–2001) habe ich während des ganzen Sommersemesters viel zu tun. Der Alttestamentler, gebürtiger Schweizer, stets lebenswürdig und geradezu übertrieben vornehm und förmlich, betreut meine theologische Diplomarbeit, die ich Ende September einreiche. In diesem Semester bin ich sein einziger Diplomand. Das Thema Loretz muss zur Sprache kommen, denn dieser schreibt am 18. Februar 1969 Herbert Haag einen Brief: „Lieber Herbert! ... Vor einiger Zeit bin ich mit dem Tübinger Studenten Herrn Lang in die Diskussion über eine Dissertation eingetreten. Dozent Dr. Dietrich und ich sind der Meinung, dass wir für Herrn Lang ein klar begrenztes und interessantes Thema gefunden haben.“ Das Thema lautet: Die Schuldhaft und die damit verbundenen Probleme im Alten Testament, in Ugarit und Alalach. Lang solle rasch sein Studium beenden, um gleich danach nach Münster zu kommen. Dort seien die nötigen bibliothekarischen Voraussetzungen für die Erarbeitung einer Doktor-dissertation gegeben. – Soweit der Vorschlag von Loretz.

Zum Gespräch über diesen Vorschlag kommt es erst im April, als mir Loretz einen lakonischen Brief nach Tübingen schickt: Haag habe einen Ruf an die theologische Fakultät Luzern erhalten und werde diesen sicher annehmen. Dann stünde mir der Weg nach Münster frei. Ich gehe zu Haag, um über die Sache zu sprechen. Tatsächlich hat Haag den Ruf nach Luzern erhalten, aber abgelehnt. Er bleibt in Tübingen. Auch will er mich, seinen prospektiven Doktoranden, nicht an Loretz verlieren, und schreibt ihm in diesem Sinne zurück. Ich selbst beginne, von Loretz innerlich abzurücken. Dazu trägt auch die Kunde bei, die mich aus Münster von befreundeten Studenten erreicht: Loretz liege im Streit nicht nur mit seinen Kollegen in der theologischen Fakultät, sondern auch mit von Soden und den Ägyptologen. Es gehe um Geld. Loretz beginne mit der Herausgabe des Jahrbuchs *Ugarit-Forschungen* und beanspruche für die Redaktion nun Räume, Gelder und, besonders teuer und noch ganz ungewöhnlich, ein

großes Rechenggerät, einen „Computer“, den er offenbar auch bekommt. (In meinem Tagebuch steht „Computor“ – ich höre das Wort zum ersten Mal. Lateinisch *computator* = Rechner.) Ich erinnere mich an das mitunter schroffe Auftreten von Oswald Loretz. Ich habe keine Lust, mich ihm auszusetzen oder mich in einen Fakultätsstreit verwickeln zu lassen.

Nun kommt Hans Küng ins Spiel. Der Schweizer Senkrechtstarter, der mit zweiunddreißig Jahren und ohne Habilitation Professor in Tübingen wurde, gehört zu den Zelebritäten der Theologie. Er bedarf keiner Vorstellung. In Tübingen kennt ihn jeder: den Theologen im stahlblauen (statt schwarzen), körperbetonten Anzug, den Schwarm der Frauen, braun gebrannt, als komme er gerade vom Urlaub aus den Schweizer Bergen. Jeder kennt sein Auto, einen sportlichen Alfa Romeo. Sein Hörsaal ist ein Wallfahrtsort. Ich beschließe, im Wintersemester 1969/70 bei Küng ein Seminar zu besuchen: „Diskussion über *Die Kirche*“, und trage mich frühzeitig in die Teilnehmerliste ein. Ich beginne mit der Lektüre von Küngs Buch *Die Kirche*. Sechshundert Seiten. In mein Tagebuch notiere ich am 22. Juni 1969: „Langsam lese ich mich ein. Küngs ‚Kirche‘ ist nicht so übel, wie Loretz meint.“ Kurz vor Beginn des Wintersemesters fällt mir der Aufsatz von Loretz in der *Theologisch-praktischen Quartalschrift* ein. So begeben mich an einem Samstag (11. Oktober 1969, wenige Tage vor Semesterbeginn) in die theologische Seminarbibliothek in der Liebermeisterstraße in Tübingen, wo ich die Bände der *Theologisch-praktischen Quartalschrift*, dort auf einem hohen Regal auf dem Flur stehend, einsehen kann.

Der Aufsatz trägt den Titel: „Illusionen nachkonziliarer Ekklesiologie? Exegetische Überlegungen zu dem neuen Buch ‚Die Kirche‘ von Hans Küng.“ Ich lese begierig – und bin enttäuscht. Keine Zusammenfassung, kein Überblick über das Buch. Küng erhält manches Lob: „Dem Buch ‚Die Kirche wird eine große und rasche Verbreitung beschieden sein, zwar verdienstermaßen. Denn es spricht Erkenntnisse und Befürchtungen aus, die innerhalb der katholischen Kirche gegenwärtig in der Luft liegen.“ Gegen Ende nochmals: „Das Buch ‚Die Kirche‘ erregt, fasziniert, es zeugt von einer gewaltigen Arbeitsleistung und einem starken methodischen Willen.“ Und abermals, auf der letzten Seite: „Küng verdanken wir, dass er uns mit den Mitteln der ‚klassischen‘ Ekklesiologie in diese Richtung“ – in Richtung einer von Verantwortung geprägten Haltung – „auf die richtigen Sprünge bringt.“ Doch das alles ist nicht ernst gemeinte Rhetorik, die offenbar an Küng als Leser denkt und ihn beschwichtigen will. In der ausgiebigen Kritik finde ich keinen roten Faden. Was Loretz bietet sind wenig zusammenhängende Notizen mit vielen Zitaten aus ungefähr allem, was er, wie es scheint, gerade gelesen hat. Der Essay von Max Engelmeier wird oft angeführt; lange Zitate sind daraus entnommen. Hat sich Loretz der Fülle des ausbreiteten Materials ergeben und keine rechte Form gefunden? Mir klingt ein Satz von Herbert Haag in den Ohren (der nicht auf Loretz gemünzt war): „Er beherrscht nicht den Stoff, der Stoff beherrscht ihn.“ Loretz scheut sich nicht,

auch aus der Tagespresse zu zitieren. Ist das erlaubt? Sind viele Zitate einem Argument wirklich dienlich? Oder dienen sie nur der Demonstration von Belesenheit?

Mir begegnen mehrere Themen, die ich von Loretz kenne:

Die bisherige katholische Dogmatik versagt angesichts der Probleme der modernen Welt. Sie ist nicht mehr zeitgemäß. Die Kirche muss sich von ihrem dogmatischen Ballast befreien. Eine neue Begegnung mit der Bibel kann ihr dabei helfen. Biblisches und modernes Denken stehen sich oft nahe; das zeigt sich zum Beispiel am Offensein der Bibel für evolutives Denken. Gott schafft Neues, er lässt die Welt nicht in ihrem alten Zustand verharren. Auch das prophetisch-utopische Element der Bibel baut die Brücke zur modernen Welt. Die Kirche und ihre traditionelle Dogmatik sind gegenwärtig noch einem statischen, aus der griechischen Kultur kommenden Denken verhaftet; von diesem Denken müssen sich Kirche und Theologie befreien. Das griechische Denken zielt auf die Erkenntnis ewiger, unveränderlicher Urbilder, nicht auf das geschichtlich Gewordene und Wandelbare. Ein solches Denken stellt „Lehren“ in den Vordergrund. Es baut Autorität auf und Hierarchie. Die Bibelwissenschaft wird von einer Kirche, die dem griechischen Denken verhaftet bleibt, vernachlässigt und in ihrer Eigenständigkeit nicht wahrgenommen. Als Hilfswissenschaft soll sie zur Stabilisierung des Gegebenen dienen. – Von diesem alten System habe sich Küng noch nicht frei gemacht. Das zeige sich besonders an seiner Theorie, die heutige Kirche müsse sich an ihrem Ursprung orientieren, wie er in den ältesten historischen Zeugnissen, also im Neuen Testament, begegnet. Dabei bleibe, meint Loretz, nicht nur das geschichtliche Werden außer Betracht, es werde auch zeitlich zu spät angesetzt. Die Kirche sei bereits im Alten Testament vorhanden. Dementsprechend wäre die Ekklesiologie aus einer Gottesvolk-Theologie zu entwickeln. Soweit die Gedanken, die ich dem Aufsatz von Loretz entnehme.

Mit dem Zeitschriftenband sitze ich im Dienstzimmer von Professor Herbert Haag (zu welchem ich als Diplomand einen Schlüssel besitze) – und vergesse die Zeit. Um 13 Uhr wird die Bibliothek am Samstag geschlossen. Es ist bereits später. Die Türen sind verschlossen. Ich habe keinen Schlüssel für das Gebäude. Soll ich aus dem Fenster klettern? Zu meiner Erleichterung finde ich in einem anderen Gebäudeteil einen Doktoranden, der einen Schlüssel besitzt und mich in die Freiheit entlässt. Die „verbotene Lektüre“ hat mir Ungemach beschert, notiere ich in das Tagebuch. Soll ich den Vorfall als Warnung verstehen: Lass die Finger von Loretz, das bringt nur Probleme? Nein, mit Loretz will ich mich doch auseinandersetzen.

Wenige Tage später findet die erste Sitzung von Küngs Seminar statt. Die Referate werden vergeben. Jeder studentische Referent soll über eine bestimmte kritische oder auch freundliche Stellungnahme zu Küngs Buch berichten. Ich fasse Mut und melde mich zu Wort:

- „Warum fehlt die Besprechung des Buches durch Oswald Loretz?“
- „Ja, über die können wir auch sprechen. Übernehmen Sie das Referat?“
- „Gut, mache ich.“

Das Seminar wird von manchen schalkhaft „das kleine Konzil“ genannt. Es tagt im Institut für ökumenische Forschung in der Nauklerstraße. Von der Straße aus durch eine schmale Passage zu erreichen, die an einem Möbelgeschäft vorbeiführt, liegt das Institut in einem Hinterhof verborgen. Ein Konzil also, das im Verborgenen tagt und von Verschworenen besucht wird. Anders als in Rom sind es nicht Bischöfe, sondern Studenten, die unter Anleitung eines *peritus*, eines sachverständigen Theologen, über die Zukunft von Kirche und Glauben befinden.


Mein Referat halte ich in der letzten Sitzung vor Weihnachten, am Donnerstag, den 18. Dezember. Die etwa zwanzig Teilnehmer des Seminars sitzen im Rechteck um einen großen Tisch, ich Hans Küng gegenüber. Mein Kurzreferat dauert höchstens eine Viertelstunde: „Zwei Vorwürfe von Oswald Loretz und Versuch einer Antwort.“ (Leider erinnere ich mich heute, im Jahr 2015, nicht mehr an die Vorwürfe, die ich behandelt habe, und das Referat finde ich in meinen Studienpapieren nicht mehr. Auch mein Tagebuch enthält nichts darüber.) Küng hört geduldig zu. Er hat keine Einwände. Dann erzählt er, gesprächig wie immer, von Loretz und von sich selbst:

„Wir sind gleich alt. Wir haben gemeinsam in Rom Theologie studiert, sieben Jahre lang. Im Germanicum in Rom wohnten wir in benachbarten Zimmern und bereiteten uns gemeinsam auf die Examina vor. Am selben Tag, dem 10. Oktober 1954, wurden wir in der Kapelle des Germanicums zu Priestern geweiht. Meinem Freund Loretz habe ich viel zu verdanken. Er hat mir moderne Exegese beigebracht. Sonst wäre ich bei der geistlichen Bibellesung und der *spiritualité* des Jesuiten Henri de Lubac verblieben. Loretz ging später nach Chicago zum Weiterstudium. Als er aus Chicago zurückkam, habe ich ihn bei mir in Tübingen für einige Wochen untergebracht. Loretz wusste nicht, wohin. Er wollte nach Innsbruck zurück, wo er vorher Studienpräfekt am Priesterseminar gewesen war. Zurück nach Innsbruck? Das redete ich ihm aus. Ich hatte Beziehungen zur theologischen Fakultät in Münster. Dort konnte er eine Stelle finden und habilitieren. Jetzt schreibt Loretz exegetische Bücher und will auch in der Dogmatik mitreden. Er ist aber von einem antisystematischen Affekt besessen. Das kann nicht gutgehen.“ Weitere Diskussion gibt es nicht. Mein Referat ist akzeptiert.

Im Seminar zeigt sich bald die weite Akzeptanz von Küngs Buch. Kritik wie die von Loretz ist selten. Führende protestantische Denker wie Karl Barth und Ernst Käsemann anerkennen das Werk als „protestantisch korrekt“. Im Seminar steht der Verfasser Rede und Antwort. „Der Papst ist nicht unfehlbar“, stellt Küng fest, als es um die päpstliche Lehrautorität geht. Im selben Augenblick ein schreckliches Poltern. Alles erschrickt. Die an der Wand angebrachten Bücher-

regale schwanken, einige Bücher fallen zu Boden. Dann lachen alle, der Professor am lautesten. Eines der vielen Erdbeben des Vorlandes der Schwäbischen Alb hat Tübingen erschüttert. Oder ist es vielleicht doch ein Zeichen Gottes? Durch das seltsame Ereignis erhält das Seminar, wie es scheint, eine besondere Würde.

Am Semesterende erhalte ich das Testat für die Seminarübung. Die Note ist „sehr gut (I)“. Den Seminarschein hat Hans Küng am 11. Februar 1970 ausgestellt. Wie manch anderer Teilnehmer an dem denkwürdigen Seminar glaube auch ich, nun einer Bruderschaft anzugehören, in deren geheime Ziele mich der Meister persönlich eingeweiht hat.

SEMINARSCHEIN	
der Katholisch-theologischen Fakultät der Universität Tübingen	
Herr Fr. stud. theol.	<i>Bernhard Lang</i>
hat im	<i>W</i> -Semester <i>1969/70</i> meine <i>2</i> -stündige Seminarübung
über	<i>"Die Kirche"</i>
mit	<i>sehr gut (I)</i> besucht.
Er hat ein Referat gehalten Sie hat eine schriftliche Arbeit geliefert	über das Thema <i>Zwei Vorwürfe von D. Loretz und Versuch einer Antwort</i>
Tübingen, den	<i>11. Februar 1970</i>
	
	<i>H. Küng</i>

Im Rückblick (2015)

In der Zeit um 1970 betrachteten mehrere meiner akademischen Lehrer im Fach Katholische Theologie die Kirchen- und Theologiekritik als ihre vorrangige Aufgabe. Herbert Haag lehnte die traditionelle Erbsündenlehre ebenso ab wie den Teufelsglauben. Hans Küng wollte die Strukturen der Kirche verändert sehen, schrieb Kritisches über die päpstliche Unfehlbarkeit und forderte einen „Paradigmenwechsel“ in Kirche und Theologie: ein Verlassen der neuscholastischen Theologie, die aus dem 19. Jahrhundert stammt; eine Revision des zentralistischen Kirchenrechts, eine Rezeption der modernen historisch-kritischen Jesusforschung. Loretz nahm sich die Inspirationslehre vor. Lengsfeld suchte Verständigung – zwischen katholischer und evangelischer Theologie, aber auch zwischen katholischer Kirche und deutscher Sozialdemokratie. Meine Lehrer fühlten sich als „Elite“ (im Sinne des Aufsatzes von Engelmeier), befugt zur

Einmischung in Kirchensachen. Streitbar gestimmt, wollten sie den Auftrag der rationalen Kontrolle gegenüber der Theologie und der Kirche wahrnehmen: ihre Bedenken äußern, ihre eigene, fachliche Kompetenz und Autorität zur Geltung bringen, Reformen in Gang setzen. Dabei ging es ihnen nicht nur um eine Kontrolle, die auf das Ausmerzen und die Berichtigung einzelner Fehler und Fehleinschätzungen zielt. Sie wollten zu einer fundamentalen, umfassenden Neugestaltung von Theologie und Kirche beitragen, einem Projekt, dem sich in jenen Jahren unmittelbar nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965) eine große Zahl katholischer Theologen und Intellektuellen verpflichtet wusste. Ich selbst beteiligte mich gelegentlich an diesem Projekt, wenn auch mit einer gewissen Zurückhaltung, die vermutlich meiner auf Ausgleich bedachten Seele entspringt. Und meinem Hang zum stillen Glück des Gelehrten, der von den Kämpfen der Zeit unberührt bleiben will.

Bei seiner Theologiekritik war Loretz in Konflikt mit seinem Freund Hans Küng geraten, den er für viel zu konservativ hielt. Er meinte, ihn belehren zu müssen. Küng war verstimmt. Heute kann ich Loretz verstehen. Seine Polemik gegen Hans Küng und, indirekt, gegen Peter Lengersfeld beruhte nicht zuletzt auf seiner prekären akademischen Position: Er war Dozent; die Altersgenossen, die mit ihm studiert hatten, waren beide längst Inhaber gut dotierter Lehrstühle. Loretz sah sich vom Schicksal benachteiligt. Er hegte Groll, fühlte sich verkannt, war mit der Welt unzufrieden. Die Unzufriedenheit schürte seine Ungeduld; die neue Theologie sollte „sofort“ kommen, Küng schien ihm zu bedächtig.

Oswald Loretz habe ich nach meiner Studienzeit nur noch selten gesehen, zuletzt auf einer Tagung über die Ursprünge des Monotheismus an der Universität Bern, Anfang 1993. Er war der alte: geistreich, polemisch, ein bisschen verböhrt, nicht wirklich kommunikativ. Kein heiterer und stiller Geist, sondern stets etwas aufbrausend. Er hatte etwas gegen die „Großprofessoren“, unter denen es „Schwachköpfe“ gibt. Seit Mitte der 1970er Jahre hatte sich Loretz mehr und mehr aus der Theologie zurückgezogen. Als bald international anerkannter Erforscher der Kultur der syrischen Stadt Ugarit musste und wollte er „an seinem Arbeitsplatz ausharren, und in dem winzigen Bereich, den er übersieht, den Stollen gesicherter Erfahrung mit allen Kräften vorwärtstreiben“.

Literatur

Engelmeier, Max P.: Wissenschaft als Verantwortung. Die Rolle der technischen Eliten für die Zukunft des Menschen. In: Wort und Wahrheit 22 (1967), 169–179.

Küng, Hans: Die Kirche, Freiburg 1967.

Loretz, Oswald: Das Ende der Inspirations-Theologie. 2 Bde., Stuttgart 1974, 1976.

——: Illusionen nachkonziliarer Ekklesiologie? Exegetische Überlegungen zu dem neuen Buch ‚Die Kirche‘ von Hans Küng. In: ThPQ 115 (1967), 314–333.

Smith, Mark S.: *Untold Stories. The Bible and Ugaritic Studies in the Twentieth Century*, Peabody 2001.

von Soden, Wolfram: Landsberger, Benno. In: NDB Bd. 13, Berlin 1982, 516–517.